

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1932)

Artikel: Chur vor hundert Jahren
Autor: Camenisch, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550205>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CHUR VOR HUNDERT JAHREN

AUS EINEM REISETAGEBUCH MITGETEILT VON DR. CARL CAMENISCH

Im Herbst 1838 verließ ein junger Beverser, Josef Planta, sein heimatliches Bergtal, um auf Deutschlands hohen Schulen seine Studien, zu denen die bündnerische Kantonsschule den Grund gelegt hatte, fortzusetzen. Nach einigen Jahren hoffte er als Verbi Divini Minister zurückzukehren, um dann seiner Heimat als Prädikant zu dienen. Sein Wunsch ging aber nicht in Erfüllung. Im wilden Streit der Meinungen, der damals die Universitäten Leipzig und Jena durchtobte, ergriff er als freier Sohn der freien Berge Partei für einen von der Reaktion verfolgten Professor und war gleich bereit, dessen Ansichten auch mit dem Stoßrapier zu verfechten, als er von Widersachern seines Lehrers dazu herausgefordert wurde. Im Duell verwundete er seinen Gegner schwer — wie er glaubte tödlich — und floh verhehlt nach Südfrankreich, wo der vermeintliche Todschlag dem jungen Manne so große Gewissensqualen verursachte, daß er hinzusiechen begann und starb, indes sein Gegner von seinen Wunden bald wieder vollständig genas. Die frohe Kunde hiervon fand ihn aber nicht mehr unter den Lebenden. Ein vielversprechendes Menschenleben war allzufrüh gebrochen worden.

Aus seinem Tagebuche, in das er auf seiner Reise vom Engadin nach Deutschland seine Erfahrungen und Gedanken eintrug, seien im folgenden einige Blätter zur Beleuchtung der »guten alten Zeit« im Schweizerlande mitgeteilt:

Vom Engadin bis Chur.

Die Gesellschaft, in der der junge Student die Reise über den Albula antrat, war sehr gemischt. Sein Tagebuch macht uns genau mit ihr bekannt. Ein origineller junger Ehemann und dessen Frau übernahmen eine Art Patronat über die anderen; denn eine Reise von Bevers nach der Schweiz vollzog sich nicht so rasch wie heute. Dann war da ein Maler, der nebenbei ein leidenschaftlicher Jäger war und zum Zeichen dessen sein Gewehr auf der ganzen Reise am Rücken trug. Nummer 4 war ein ganz bezauberndes Fräulein, eine Fee, wie der junge Mann sie nennt, die aber in einem nicht lange vorher ausgebrochenen Kriege im Auslande Unsägliches erlitten hatte und den großen Schrecken noch in ihrem melancholischen Gesichte mit sich trug. Ein weiterer Gefährte wird als großer Freund des Veltliners und der Landwirtschaft eingeführt. Der Weg war von Ponte an »steil und nicht eben wohl unterhalten«, und als erst ein Gewitter losbrach, da glich er mehr einem Bergbach. Im Albulatale fanden sie im dichten Walde Hütten, bewohnt von Bergleuten, welche aus tiefen Schächten des Gebirges Eisenerze hervorholten. Die günstigen Aussichten des Bergwerkes hatten in den letzten Jahren das Dörflein Bellaluna sehr vergrößert. Immer wieder kehren die Klagen über die schlechten Straßen. »Weh euch, ihr Berggüter und Filisurer ob eurer Straße! So gewaltig wurden wir geschüttelt, daß wir uns mit den Armen fest umschlingen mußten, um nicht vom Wagen zu fallen, den wir einmal sogar an den Rädern aus einem Sumpf herausziehen mußten.«

Mit Sehnsucht schauten die Reisenden nach der »Oase, ringsumgeben von Obstbäumen und Gärten,« aus, dem damals weitbekannten Alvaner Bad, wo sie den ersten Reisetag beschlossen und von wo sie nach einer »durchstochenen« Nacht (die Fremden waren abgereist, ihre Flöße aber im Lande geblieben!), enttäuscht über das schlechte Wirtshaus und seinen noch schlechteren Wein, nach der Lenzerheide weiterreisten, die ihnen als eine Wüste erschien; denn da gab's »kein Dorf, kein Ackerfeld oder bebautes Land, nur hie und da elende Hütten, aus denen ganze Scharen halbnackter, bleicher Kinder der Armut den Wanderer um eine Gabe anflehten.« Dafür staunen sie die ihrer Vollendung entgegengehenden Teilstrecken eines Werkes an, das eben im Werden begriffen ist: die neue Chaussée, die von Chur über die Lenzerheide, den Julier und Maloja nach Cläfen führen sollte. »Hügel werden durchstochen, kühne Brücken geschlagen, der Wald wird gelichtet, der lebendige Fels gesprengt, kurz ein Riesenwerk ist im Oberhalbstein im Entstehen, und wo man jetzt mit Mühe und Not einen kleinen Bergwagen durchbringt, fährt fortan die sechs-spännige Postkutsche.« Aber nicht alle sind mit der neuen Straße zufrieden; viele klagen über »die Schuldenlast, die sie sich aufgeladen, und die Wut, sich bequeme und rasche Kommunikationswege zu schaffen«. Was würden jene unzufriedenen Leute beim Anblick der heutigen Verkehrsmittel erst sagen, die eine Poststraße einen Luxus nannten!

Unser Student begrüßt die Neuerung aber mit Jubel und singt ein Loblied auf diesen Fortschritt, der die Völker sich nahe bringe und verbrüdere. Allerdings klagt auch er schon über den möglichen schlechten Einfluß des Verkehrs. »Es kommen die Fremden und bewundern das Land und bewundern das Volk und machen es stolz und eitel und träge. Einfachheit, Treue und Gastfreundschaft weichen immer mehr und mehr der Habsucht und Begehrlichkeit, und schuld daran sind die Fremden und vor allem die Engländer; denn indem sie so verächtlich das Geld hinwerfen, bringen sie dem unwissenden Volke die Meinung bei, daß es dem reichen Fremden nichts schade, wenn er auch einmal geprellt werde«, dabei verdirbt aber das Volk, und die fremden Loblieder auf seine politische Freiheit lassen es die Bürgerpflichten vergessen.

Chur und Umgebung.

Nachdem er die Ankunft in Graubündens Hauptstadt erzählt hat, fährt der Studiosus fort: »Wir wollen etwas länger bei diesem Städtchen verweilen, ist es doch unseres Vaterlandes Hauptstadt, ist es mir doch zur zweiten Heimat geworden. Bei uns (nämlich im Engadin) hat man allerdings sonderbare Vorurteile gegen Chur; doch es ist dies überall des Vorortes Schicksal beim Landvolke, welches ihn immer zum Ziele heftiger Invektiven und — des ärgsten Spottes wählt, wohl aus dem Grunde, weil jener, wie gerecht und billig, einige Vorteile vor dem Lande genießt. Es ist dies ein erbärmlicher Grund, den wohl meist höhere Bildung heben wird.

Der Stadt Chur Ursprung verliert sich in der Nacht der Zeiten. Von den Römern stammt offenbar der Name her, weil hier der Sitz der Präfecten war im Rätierland, die curia. Aus jener alten Zeit der Römerherrschaft stehen noch die Türme Marschöl und Spinöl, der erste auf der Anhöhe, wo der bischöfliche Hof ist, gegen Morgen hin; der zweite nur etliche hundert Schritte von jenem entfernt. Den römischen Ursprung zeugt ihre Bauart, steif, schwer, aber für die Dauer. Eine Seite des Marschöls ist bis an die Zinnen mit Epheu bewachsen, was ihm etwas Romantisches verleiht. Die Namen sollen übrigens aus Mars in oculis und spina in oculis gebildet worden sein. Den Kriegsgott in den Augen und einen Dorn im Auge. Der römische Übermut, wie einst Geßler das Schloß in Uri Zwinguri heißen wollte, gab den Türmen diesen Namen, den Rätiern zum Hohn, weil sie durch die Besatzungen jener Festen hauptsächlich im Zaum gehalten wurden.

Der Reisende versäume ja nicht, wenn er den Marschöl besieht, auch den Turm neben demselben ins Auge zu fassen. Vier nackte Wände bilden ihn; nur wenige kleine, mit Eisengittern versehene Fenster oder Öffnungen geben auf der Nord- und Ostseite dem schaurigen Innern sparsames Licht. Das ist der Aufenthalt der Unglücklichen, welche der bischöfliche Gerichtshof zu ewigem Gefängnisse verurteilt hat. Mit einiger Wehmut blickt der Wanderer auf diese kahlen Überreste der Vorzeit. Und sich! plötzlich gewahrt er ein Fernrohr, welches durch die Stäbe des Gitters herausgestreckt und gegen den Ruchenberg oder den Calanda gerichtet wird; irgend einem Unseligen der einzige Trost, von seinem ewigen Kerker aus die Welt zu betrachten, in der er früher frei gelebt und gewirkt. Wohl ihm, wenn er sich dabei mitten in seiner Wehmut noch freuen kann!

In der Stadt selber stehen noch Reste des Schlosses Imburg, der alten Wohnung der Edlen von Planaterra. Die Familie ist längst verschwunden von der Erde, aber ihre Burg heißt noch immer nach ihnen, der alte Name ist vergessen.

Um diese Schlösser nun bildete sich allmählich die Stadt, und rasch nahm sie wegen ihrer günstigen Lage zu; denn hier durch ging der kürzeste Weg von Deutschland nach Italien. Die römischen Kaiser, welchen auf ihren Römerzügen dieser Platz hochwichtig sein mußte, begünstigten die Stadt, und schon unter den Hohenstaufen ist Chur eine Reichsstadt unter des Bischofs Vogtei.

Von dieser Zeit datiert sich die noch heute bestehende Verfassung der Stadt, welche indessen, besonders in ihren Verhältnissen zum Bischof, einige Änderungen erlitten hat.

Folgendes ungefähr sind die Grundzüge der Verfassung, die jetzt am letzten Atemzuge laboriert:

Die ganze Bürgerschaft wird eingeteilt in die fünf Zünfte der Schuhmacher, Schneider, Rebleute, Schmiede und Pfister. Jede Zunft hat zwei Zunftmeister, welche abwechselnd ein Jahr lang das Regiment führen. Über diesen stehen die Oberzunftmeister. Der Große Rat zählt sieben Mitglieder, wozu jede Zunft vierzehn liefert; eine schlechte Anordnung, wenn man bedenkt, daß die Zünfte sehr ungleich an Zahl der Mitglieder sind.

Den Kleinen Rat bilden die zwei Bürgermeister, die zwei Stadtvögte, Stadttammann, zehn Ratsherren und fünf Oberzunftmeister. Das Stadtgericht besteht aus zehn Oberzunftmeistern und fünf Zunftmeistern. Der Kleine Rat und das Stadtgericht zusammen bilden das Kriminalgericht.

Mit diesen veralteten und verrosteten Einrichtungen sind viele Ungereimtheiten verbunden, welche gleich beim ersten Blick auffallen.

Vorerst die unverhältnismäßig große Zahl der Beamteten. Dann die Abstimmung nach Zahl der Zünfte und nicht der Bürgerstimmen, so daß, weil, wie bemerkt, die Zünfte ungleich sind an Mitgliederzahlen, eine Sache durchgehen oder durchfallen kann gegen die Meinung der Mehrheit unter den Bürgern. Ferner ist die große Anzahl der Kriminalrichter lächerlich und schädlich. In ein Kriminalgericht gehören nur rechtskundige Männer, die von keinem Advokaten, sondern vom Bestand der Sache sich lenken lassen. Wie nun will Chur unter seinen Bürgern fünfunddreißig solche finden? Aber man wählt an ihrer Statt einen alten, gutmütigen Kaufmann oder Wirt usw. Und endlich, schlimmer als all das, der mit dieser Verfassung verbundene Zunftzwang. Kein Wunder, wenn man die Rätier noch für Halbwilde hält! Sogar Hamburg, das bekanntlich mehr als irgendeine Stadt in Europa am Alten hängt, hob den Zunftzwang auf. Doch genug von der Verfassung.

Die Bürgerschaft von Chur gehört in drei Kasten: die des Adels, des Kaufmannsstandes und des Handwerkes. Erst in neuerer Zeit hat sich die erste der zweiten genähert, gezwungen von der Not. Denn im allgemeinen ist der Churer Adel arm, die Kaufleute dagegen betriebsam, fleißig und gebildet. Den Verfall des Adels zeigen auch die beständigen Angriffe, die man auf Verfassung und Aristokratismus in Chur wagt und die endlich wohl zur Vernichtung beider führen werden.

Im allgemeinen zeichnen sich die Churer durch Wohltätigkeit aus, welche sie bei jeder Gelegenheit bekrunden. Wenn man alte Männer, die, wenn sie von ihrer Zeit etwas Schlimmes sagen, glaubwürdig sind, wenn man diese über den Zustand der Sittlichkeit in der Stadt reden hört, wie es zur Zeit war, als Franzosen und Österreicher in unserem Lande sich aufhielten, so kann man sich nur freuen ob dem Gegenwärtigen und der Stadt Glück dazu wünschen.

Auch Sinn für Verschönerung und nützliche Anstalten zeigen die Einwohner und man erstaunt, wenn man Beschreibungen der Stadt liest, wie sie im Anfang unseres Jahrhunderts war, über das viele, was in dieser Hinsicht geschehen ist. Das neueste und sehr wichtige Unternehmen der Art ist das Bohren eines artesischen Brunnens in der Stadt, was für das physische Wohl der Churer von großem Nutzen sein möchte; die schöne, steinerne Brücke über die Plessur, die beinahe großartigen Arbeiten, um den Rhein einzudämmen und ihm fruchtbares Land abzugewinnen, sind gut und Zeugen des Geistes, der unter den Bürgern herrscht.

Die Lage der Stadt ist sehr schön. Gegen Morgen liegen der Mitten- und Pazokelberg, zwischen beiden heraus tritt die Plessur, das zerrissene Schanfigg verlassend. Gegen Norden und Osten

öffnet sich, sanft sich abflachend, von der Stadt aus gegen den Calanda und Felsberg eine herrliche Ebene. Die Stadt selbst schmücken schöne Alleen und Spaziergänge; liebliche, kleine Gärten und mehreres dergleichen.

Aber die Mauern, die finstern, grauen Mauern! Freilich, sie geben allem einen düsteren Zug, und nie wird Chur ein freundliches Städtchen, solange nicht diese alten Überreste vernichtet werden, und diese Zeit wird wohl nicht ferne sein, denn wenn die Menschen dies alte Gemäuer nicht abtragen, so stürzt es von selber ein.

Unter den freilich nicht zahlreichen Gebäuden, welche in Zürich unbeachtet blieben, in Chur aber eine Zierde der Stadt sind, zeichnen sich aus das Schloß auf dem bischöflichen Hof mit vielen wertvollen Materialien und den wohlgetroffenen Bildnissen beinahe aller Churer Bischöfe. Die St. Luzi kirche, ebenfalls auf dem Hof; neben dem Kloster gleichen Namens empfiehlt sie sich durch ihre Einfachheit, die bei katholischen Kirchen wirklich selten ist. Nur wenige, aber treffliche Gemälde und Bilder schmücken sie; unter ersteren eine gelungene Maria mit einem kleinen Christus am Arme. Wäre dieses Stück in einer größeren Stadt, es wäre berühmt. Die katholische Hauptkirche ist ein altes, ehrwürdiges Gebäude gotischer Bauart, mit den Begräbnissen der Bischöfe, welche in bleiernen Särgen beigesetzt sind. Der Kirche wertester Schmuck ist ein Gemälde Holbeins, um welches zwölf kleinere herum gemalt sind, je eines von einem der zwölf Schüler, welche Holbein auf seiner Reise nach Italien bei sich hatte. Auf dieser Reise wurde er vom Bischof so gastfreundlich aufgenommen, daß er zum Lohne jenes Gemälde schuf. Unter den Reliquien ist auch natürlicherweise ein Johannesschädel. Es rühmen sich zwar auch in Frankreich dreizehn Orte, ihn zu haben, aber es ist unwahr; hier ist der ächte, sagt der Küster.

In der Stadt selber sind sehenswert die Martinskirche mit dem wirklich schönen Turme, das neue Regierungsgebäude, vormals ein Salisches Haus, mit einem Garten, den in Bünden nur der Reichenauer übertrifft; auch der Platz vor dem Gebäude ist sehenswert. — Die Kantonsschule* war früher ein Kloster, und noch jetzt sollen unter dem Hofe derselben Gewölbe sich befinden, welche mit dem Kloster St. Luzi nach der Sage korrespondieren.

Sehr interessant sind Churs nächste Umgebungen. Ob dem Hofe, auf einer Felsenplatte, hinter Bäumen und Gesträuchern verborgen, steht die Kapelle des St. Luzi, dem Rätien das Christentum

* Gemeint ist natürlich die alte Kantonsschule am Kornplatz in der Stadt.

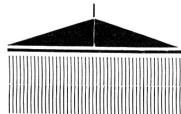
verdankt. Dort auf jener Platte stand der gottselige Mann und predigte laut den Tälern unter seinen Füßen, und seine Stimme wurde vernommen bis nach Thusis hin, so gewaltig tönte sie. Auf der anderen Seite mitten unter den Tobeln des zerrissenen Mittenberges stehen noch die Türme der Burg Ruchenberg. Die Sage berichtet, daß einst dort einem frommen Ritter bei der Geburt seiner Tochter eine wohlthätige Fee ein goldenes Kegelspiel schenkte, mit dem Glück und Segen in das Schloß einzogen. Aber der alte Herr starb, und sein Sohn lebte mit seinen Gesellen auf eine liederliche Art. Die Untergebenen waren gedrückt, sanken in Armut und Elend, während der junge Tyrann die Opfer ihres Blutschweißes in Trank und Schwelgerei verpraßte und seine Mutter und seine Schwester, die indessen zur schönsten Jungfrau weit und breit aufgewachsen war, mit Roheit und Härte behandelte. Doch endlich hatte er den Reichtum seiner Väter aufgezehrt, und er wollte daher zum goldenen Kegelspiel seine Zuflucht nehmen. Und siehe! Kaum hatte seine frevelhafte Hand die geweihte Gabe angerührt, so ward die Burg bis in ihre Grundfesten erschüttert, die festen Mauern schwankten hin und her wie ein schwaches Rohr, und plötzlich sank die Burg in Trümmer und begrub alle ihre Bewohner. Aber die herrliche Jungfrau führte die Fee in ihr unterirdisches Reich. «Die verdorbene Welt,» sprach sie, «dort oben ist eines Kleinods wie du nicht würdig; weile bei mir, und alle hundert Jahre magst du hinaustreten auf die Trümmer der zerstörten Burg, und siehst du einen Jüngling unten im Tale, der deiner wert ist, so steige zu ihm hinunter und reiche ihm die Hand, und das glückbringende Kegelspiel soll deine Aussteuer sein.»

So sprach die milde Fee, und seit jener Zeit erscheint die herrliche Jungfrau alle hundert Jahre auf den Trümmern der Burg, aber der Würdige fand sich noch nicht. Im Jahre 1835 erschien sie wieder, und kein Kantonsschüler, der jene Sage kannte, versäumte am bestimmten Tage dort hinaus seinen Spaziergang zu machen, aber zu keinem kam sie herunter, wir waren ihrer nicht würdig. Doch trösteten wir uns mit der Gewißheit, daß, wenn auch jener nicht, so seien wir doch vieler anderer Mädchen unserer Zeit wert.

Jenseits des Rheins am Fuße des Calanda, liegt Haldenstein, von Chur aus gesehen eines der schmucksten Dörfer weit und breit; aber der Fremde bleibe dabei und besuche den Ort nicht; denn er wird sich schmerzlich getäuscht finden, wenn er ihn in der Nähe betrachtet.

Unter Churs Umgebung kann ich nicht unterlassen, die mir unvergeßliche Bierhütte zu erwähnen, ferner die Sommerpaläste Juvenal und Jecklin.»

Seidene Lampenschirme



in modernen Formen und Farben, sowie alle Zutaten zum Selbstanfertigen im Spezialgeschäft

Schwestern Conrad, Untere Gasse, Chur
TELEPHON 482

Große Auswahl
in sämtlichen neuen

UHREN

finden Sie zu vorteilhaften Preisen bei

L. CROTOGINI

UHRMACHER, Reichsgasse, CHUR

Alle Reparaturen werden prompt ausgeführt